
Abschnitt A: Kulturelle Ursprünge und fundamentale Integrationsprozesse von den Anfängen bis zu Heinrich IV.

1 Die kulturellen Ursprünge: Von den Kelten bis zu Karl dem Großen

1.1 Wann begann die Französische Geschichte?

Geographie und Geschichte

Am Anfang war Caesar. Am Anfang war Vercingetorix. Am Anfang war Chlodwig. Am Anfang war Karl der Große. Am Anfang war die Jungfrau von Orléans... Jeder dieser Sätze hat einmal Gültigkeit beansprucht oder beansprucht sie noch. In den meisten Fällen bediente man sich ihrer, um die Geschichte Frankreichs bzw. der französischen Nation möglichst früh ansetzen zu lassen, um Integrationseffekte zu erzielen. Die Mehrzahl solcher Sätze ist sowohl falsch als auch wahr. „Wahr“ sind sie, insoweit sie aus ganz unterschiedlichen Perspektiven zu unterschiedlichen Zeiten performative Akte knapp resümieren, die „Frankreich“ entstehen ließen. Zu allen Zeiten haben Menschen kollektiven Gebilden Namen erteilt und Geschichten dazu erzählt. Sie haben auf diese Weise den mit Namen versehenen Gebilden eine historische Identität, metaphorisch gesprochen, einen Körper gegeben. Dieses historische Handeln durch benennen, sprechen und erzählen ist mit „performativen Akten“ gemeint. Die ganze Gelehrsamkeit der Ur- und Frühgeschichte, der Altertumskunde, der Mediävistik, der Frühneuzeitgeschichte, der Spezialisten des 19. Jahrhunderts sowie der Experten der Zeitgeschichte wird nicht genügen, diese Art mythischer Wahrheit zu widerlegen, die in den Namensgebungen und Erzählungen steckt.

Ebensogut möglich wären auch Sätze wie: am Anfang war Massilia (auch: Massalia; d.i. Marseille), am Anfang war der Vertrag von Verdun 843, am Anfang war die Schlacht von Bouvines (1214), am Anfang war der 8. Oktober 1453 (Niederwerfung der Stadt Bordeaux als militärischem Ende des Hundertjährigen Krieges mit England), usw. – also komplexe historische Ereignisse, die auf eine kollektive (mythische) Schöpfung „Frankreichs“ verweisen.

Ab wann ist aus geschichtswissenschaftlicher Sicht „Frankreich“ als Frankreich zu betrachten und anzusprechen? Ab wann kann mit Fug und Recht von „französischer Geschichte“ gesprochen werden? Karl-Ferdinand Werner (1995) sowie Jean Carpentier und François Lebrun (1992) beginnen jeweils mit der Ur- und Frühgeschichte. Sie sprechen dabei vom „Hexagon“ als einem geographischen Raum, in dem sich im Laufe der Jahrtausende eine Zivilisation entwickelte, die die Grundlage des heutigen Nationalstaats Frankreich bildet. Fernand Braudel (1986) stellte die Frage, ob ‚die Geographie Frankreich erfunden‘ habe? Der als „Hexagon“ wahrgenommene geographische Teil Westeuropas verdankt seine „Gestalt“ zwei erdgeschichtlichen Epochen der Gebirgsbildung. Im Zuge der herzynischen Gebirgsbildung, d.h. vor 350 bis 225 Millionen Jahren, wurden das armorikanische Gebirge, die Ardennen sowie die Vogesen aufgeworfen, also gewissermaßen eine westliche, nordöstliche und östliche „Begrenzung“. Die alpidische Orogenese setzte im Osten vor ca. 12 Millionen Jahren die Alpen und im Südwesten vor ca. 37 Millionen Jahren die Pyrenäen hinzu. Im „Innern“ entstanden schon während der herzynischen Zeit das Zentralmassiv (Massif Central) und das Pariser Becken. Freie Zugänge zum Meer waren zwischen Alpen und Pyrenäen (Mittelmeer) sowie zwischen Pyrenäen und armorikanischem Gebirge (Atlantik) und schließlich im Norden zwischen armorikanischem und variskischem Gebirge (vor 8000 v.Chr. bestand noch eine Festlandverbindung zu Britannien) verblieben. Der Oberrheingraben zwischen Vogesen und Schwarzwald hielt das „Hexagon“ nach Osten hin offen. Diese natürlichen Gegebenheiten kanalisiert eindeutig die historischen Zivilisationsströme, die in das „Hexagon“ hinein und heraus führten; die inneren Gegebenheiten führten in historischer Zeit zur Ausbildung bestimmter kulturgeschichtlicher Konturen, die bis heute spürbar geblieben, im Bild von der *France de langue d’oc* bzw. *de langue d’oil* fixiert und in der Rede von der Frankreich kulturgeschichtlich in einen nördlichen und südlichen Teil trennenden Linie Saint-Malo-Genf zum Schlagwort geronnen sind.

Antike Schriftsteller wie Flavius Josephus (37 bis ca. 100 n.Chr.) oder Ammianus Marcellinus (330 bis 395 n.Chr.) verglichen diesen zu ihrer Zeit Gallien genannten Raum wegen des umfassenden Gürtels aus Meeren und Gebirgen mit einer natürlichen Festung, ohne zu übersehen, daß das Gebiet über Flüsse, Meeresküsten und Durchbrüche gut zugänglich, ja, ausgesprochen verkehrsgünstig gebildet war – kurz, als ein Gebilde, das spätestens seit der römischen Antike

aufgrund geographischer Beschreibungen als etwas Zusammengehöriges vorgestellt wurde, und das sich schon lange zuvor trotz westlicher Randlage, aber begünstigt durch seine Flußsysteme, zu einem kultur- und zivilisationsgeschichtlichen Verkehrsknotenpunkt des europäischen Subkontinents entwickelt hatte.

Es sollte dies nicht so verstanden werden, als habe dies alles spätere politische Grenzen präjudiziert. Wenn sich antike Schriftsteller mit dem Bild von natürlichen Festungsmauern behelfen, dachten sie nicht an lineare Grenzen. Und selbst Caesar, der in performativer Hybris den Rhein zur Grenze zwischen Gallia und Germania erklärte, dürfte dies wider bessere Beobachtung getan haben. Caesar benötigte eine militärisch zu haltende Grenze, mit der Migrationsströme unterbrochen werden sollten. Es waren Römer, die einerseits auf der performativen und imaginativen Ebene, andererseits auf der militärischen, wirtschaftlichen, kultischen, Verwaltungs- und anderen Ebenen ein politisch-kulturelles Gebilde mit Namen „Gallia“ herstellten und es durch ihre vergleichsweise akribischen Beschreibungen mit einer Identität versahen. Sie eroberten also nicht nur militärisch und politisch, sondern brachten auch neue Kategorien der Wirklichkeitswahrnehmung und -ordnung nach „Gallien“.

Kulturelles Gedächtnis und Beginn der Geschichte Frankreichs

„Die“ Kelten, die die Römer dann als „Galli“ benannten, verfügten über eine hochentwickelte Kultur, die im Lebens- und Kriegsalltag lange Zeit durch technische Hochleistungen brillierte. „Kelten“ und „Kultur“ sind pauschale Bezeichnungen, hinter der sich Menschengruppen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlich langer Ansässigkeit im „Hexagon“ und ein Amalgam aus unterschiedlichen Kulturen verbergen. Schwerpunkte lagen in Burgund und in der Champagne, d.h. im Osten des „Hexagons“. Bei „der“ keltischen Kultur handelt es sich nicht um eine Schriftkultur. Ihre Selbstzeugnisse sind materieller Art oder linguistisch, hingegen existierte kein dichtes Netz schriftlicher literarischer, historiographischer oder politisch-philosophischer Überlieferungen, das das kulturelle Gedächtnis der Kelten wie bei den Griechen und Römern potenziert und den Zeitläuften gegenüber resistent gemacht hätte. Die Beschreibungen der Kelten stammen von Griechen und Römern, nicht von den Beschriebenen selbst. Selbst wenn Schriftlichkeit nicht als *conditio sine qua non* von „kulturellem Gedächtnis“ angesehen wird, so erleichtert sie das Zusammenwachsen heterogener Räume und Kulturen, sie erleichtert

die Objektivierung subjektiver (z.B. Caesar) empirischer Beobachtungen und damit die Behauptung und Tradierung von Identitäten. Spätere Generationen konnten nicht auf eine genuin keltische Bewußtseinsgeschichte zurückgreifen, sondern nur auf eine überwiegend römische, die im Zuge der nach der Eroberung „Galliens“ einsetzenden Akkulturations- und Kulturtransferprozesse wirksam wurde.

Schon früher hatten die Kelten Akkulturationsprozesse durchlaufen, diesmal kam jedoch die Akzeptanz von Schriftlichkeit neben anderen gesellschaftlichen, religiösen oder ‚politischen‘ Assimilationsprozessen hinzu. Entscheidend für die Frage, ab wann von „französischer Geschichte“ gesprochen werden kann, ist nicht ein genetischer Zusammenhang der Generationen oder das Vorhandensein einer homogenen Ethnie von einem bestimmten Zeitraum an. Das hat es nie und nirgendwo gegeben, entscheidend ist die Frage nach dem kulturellen Gedächtnis. Durch den zunächst griechischen (Masalia), dann römischen Kulturtransfer entstand im Hexagon ein kulturelles Gedächtnis neuer Qualität, das mit dem heutigen kulturellen Gedächtnis Frankreichs im übertragenen Wortsinn genetisch verkettet ist. Die Vielfalt der Geschichte wird dadurch nicht auf eine farblose Einheit reduziert, Brüche werden dadurch nicht kaschiert. Jahrhundertlang bildete der Osten um die Verkehrsachse Rhône-Saône mit Lyon als Kapitale einen verdichteten Kulturraum, ebenso das Pariser Becken, noch genauer die Île de France, wo sich früh Paris als Schwerpunkt herausbildete. Diese beiden räumlich-kulturellen Schwerpunkte lassen sich schon in der keltischen Zeit erkennen, auch wenn sich Lyon erst in römisch-gallischer Zeit zu einer ausgesprochenen Kapitale entwickelte. Was schließlich die allmähliche kulturelle „Kolonisierung“ des „Hexagons“ von der Île de France aus seit der ersten nachchristlichen Jahrtausendwende ermöglichte, war die Gemeinsamkeit des in der gallo-römischen Epoche transformierten kulturellen Gedächtnisses und seine neuerliche Transformation aus diesem Raum heraus auf der Grundlage des Königskultes.

Aus Sicht der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung spricht somit einiges dafür, von der Formierung bzw. Transformierung eines kulturellen Gedächtnisses auszugehen und die Betitelung „Geschichte Frankreichs“ daran zu knüpfen. Freilich ist auch der pragmatische Standpunkt legitim, vom heutigen Staat Frankreich auszugehen, und die in diesem Raum verbliebenen Zeugnisse vergangenen Lebens unter „Geschichte Frankreichs“ zu subsumieren. Der erste Band von Jacques Dupâquiers Bevölkerungsgeschichte (1995) setzt

mit dem Altpaläolithikum (1.000.000 bis 80.000 v. Chr.) ein und heißt „Histoire de la population française: Des origines à la renaissance“. Damit wird weder behauptet, daß die heutigen Franzosen in mehr oder weniger direkter Folge vom Cromagnon-Menschen abstammen, noch daß die Geschichte der französischen Nation in der Höhle von Lascaux um 15.500 v. Chr. begonnen habe. Karl-Ferdinand Werners Formulierung von den „Ursprüngen“ (von der Ur- und Frühgeschichte bis zum Ende der Karolinger) hat auch in der französischen Forschung weitgehend Anklang gefunden.

Mythographie und Historiographie

Bis die Wissenschaft zu diesen pragmatischen Haltungen vorgedrungen war, galt es, einen langen Weg zurückzulegen. Vor der wissenschaftlichen Historiographie stand die Mythographie. Zu unterscheiden sind die Ursprungsmythen, die die Frage nach dem Beginn der französischen Geschichte beantworteten, von den Integrationsfiguren (Vercingetorix, Chlodwig, Karl d. Gr., Ludwig d. Hl. usw.) und ihrer mythischen Ausformung, die Frankreich und seine Identität im wahrsten Sinn des Wortes verkörperten. Diese zweite, auf individuelle Gestalten bezogene Mythographie wird in den Folgekapiteln jeweils im Kontext ihres chronologischen Auftretens behandelt.

Im 7. Jh. n.Chr. entstand ein eindrucksvoller Abstammungsmythos für die Franken, der das Nachleben des römischen Zeitalters in (Nord-) Gallien reflektiert. Die Franken stammten, so lautete es in der „Chronik des sogenannten Fredegar“ (zwischen 613 und 658; mehrere Autoren), von den Nachfahren trojanischer Flüchtlinge ab. Der trojanische König Priamus wurde in die Rolle des ersten Königs der Franken gedrängt. Spuren dieses Mythos fanden sich im Rolandslied (Ende 11. Jh.), und der Name der Stadt Colonia Traiana (abgeleitet von Trajan; d.i. heute Xanten) wurde als Colonia Troiana gelesen – Hauptstadt der Franken am Rhein, benannt in Erinnerung an ihre Herkunft aus Troja! Damit wurden die Franken auf eine Stufe mit den Römern gehoben, die Vergil zufolge von Aeneas abstammten. Ein keltischer bzw. gallischer Ursprung war in der fränkischen Mythographie nicht gefragt. Immerhin hielt sich dieser Abstammungsmythos bis ins 16. Jh., z.B. bei Jean Lemaire de Belges (1473? bis nach 1515) in seinen „Illustrations de Gaule et singularitez de Troye“ (1512/13).

Zugleich wurde im 16. Jh. der trojanische Abstammungsmythos zu Grabe getragen – um von einem plausibleren, aber letztlich nicht weniger angreifbaren Konstrukt abgelöst zu werden. Es war der

Moment des gallischen Ursprungsmythos. Die Franken wurden mit den Galliern gleichgesetzt: die Römer hätten die Gallier besiegt und vertrieben, diese seien aber im 5. Jh. n.Chr. zurückgekehrt und hätten ihr altes Land zurückerobert. Die Rückkehrer, das wären dann die Franken gewesen. François de Belleforest (1530 bis 1583) sei mit seinem Werk „Les chroniques et annales de France“ (Bd. 1, 1579) stellvertretend für viele andere Mitwirkende an dieser Phase mythographischer Feinarbeit genannt. Der gallische Ursprungsmythos fand bis ins 18. Jh. manche Anhänger, wurde jedoch ein Opfer der kritischen Historiographie der Aufklärung, bevor das 19. Jh. noch einmal Gefallen daran fand. Die Wirkungen der humoristischen Asterix-Variante des Mythos heute sind nicht zu unterschätzen.

Der trojanische und der gallische Ursprungsmythos besaßen den Vorteil, die gesamte Bevölkerung des westfränkischen Reiches bzw. später Frankreichs auf eine einzige, für alle gleiche Herkunft zurückzuführen. Dies war schließlich der Sinn des Mythos. Andere Erklärungen, vor allem seit dem 16. Jh., sahen die Franken als Eroberer Galliens. Der Adel sei Fränkisch, die Masse der Untertanen, der dritte und vierte Stand (letzterer Begriff wurde seit dem 16. Jh. verwendet) jedoch bestehe aus Nachkommen der unterworfenen Gallier. Damit konnten z.B. die Steuerprivilegien des Adels legitimiert werden. Mit Rücksicht auf die politischen Ambitionen französischer Könige des 16. und 17. Jh., römischer Kaiser zu werden, scheute man sich nicht, die Franken als germanisches Volk zu bezeichnen. Heftige Reaktionen von deutscher Seite löste der Jurist und talentierte Pamphletist Antoine Aubery 1679 aus, der juristisch und ethnogenetisch für die französische Seite argumentierte. Sein wichtigstes ethnogenetisches Argument bestand in dem ‚Nachweis‘, daß Deutsche und Franzosen eigentlich ein Volk seien. Mit seinem Pamphlet schrieb er sich publizistisch erfolgreich in die Annalen eines deutsch-französischen Gegensatzes ein, der sich später zur sogenannten Erbfeindschaft auswuchs.

Trotz mythographischer Elemente handelte es sich bei Aubery und anderen eher um Ursprungstheorien denn um Ursprungsmythen, die einerseits den Anfang einer historisch-kritischen Auseinandersetzung um den Beginn der französischen Geschichte bedeuteten, andererseits schon im 18. Jh. rassistische Theorien begünstigten. Henri de Boulainvilliers (1658 bis 1722) legte seiner „Histoire de l’Ancien Gouvernement de la France“ (postum 1727 veröffentlicht) die These zugrunde, daß es in Frankreich zwei Rassen, die fränkische und die

gallische, gebe. Sowohl der Adel wie der Dritte Stand in der Revolution kamen mit dieser Rassen-Theorie auf ihre Rechnung. Nachdem sich der Dritte Stand zur „nation“ erklärt hatte, war der Weg für die von notablen Literaten und Historiographen des 19. Jh. gepflegte Auffassung geebnet, daß die „nation“, d.h. die Masse der Bevölkerung, von den Galliern abstamme. „Nationale Eigenschaften“ wurden jetzt als gallisch bezeichnet. Amédée Thierry (1797 bis 1873), Jules Michelet (1798 bis 1874), Honoré de Balzac (1799 bis 1850), Louis-Philippe (1773 bis 1850; der „Bürgerkönig“ 1830 bis 1848) gewöhnten die Franzosen daran, daß sie Nachfahren der Gallier seien. Die Elementarschule der Dritten Republik sorgte für eine flächendeckende Verbreitung dieser Anschauung. In dieser Atmosphäre stieg Vercingetorix zum gallischen/französischen Nationalhelden auf. Damit besaß Frankreich wie die meisten anderen Nationen des späten 19. Jh. seinen – in sich stimmigen und deshalb wirkungsvollen – Nationalmythos.

Wie wurde aus den tapferen gallischen Vorfahren, die sich der Römer erwehren mußten, die französische Nation? Bei der Beantwortung dieser Frage traten die zu Beginn dieses Kapitels erwähnten Ereignisse wie die Schlacht von Bouvines, der Sieg über die Engländer im Hundertjährigen Krieg etc. ins Blickfeld der nationalistischen Mytho- und Historiographie. Die Nation schmiedete sich im Kampf gegen die Römer, die Hegemoniebestrebungen des ostfränkischen bzw. Heiligen Römischen Reiches, die Eroberungspolitik der Normannen und der englischen Könige, im revolutionären Kampf gegen die Hydra der europäischen Despoten am Ende des Ancien Régime.

1.2 Die gallo-römische Epoche

Von der La-Tène-Zeit zu Caesar

In der Hallstattzeit (um 800 bis um 500 v.Chr.) erreichte eine größere keltische Einwanderungswelle die Rhône und den Süden des Hexagons. Als Griechen aus Phokaia um 620 v. Chr. Massalia gründeten, kamen sie mit Kelten aus dieser Einwanderungsphase in Kontakt. Im 5. Jh. v. Chr. (La-Tène-Zeit) setzte eine sehr viel umfassendere keltische Wanderungsbewegung ein, die Kelten bis nach Ankara, aber auch bis in den Westen des „Hexagons“ führte. Demographischer Druck sowie Wanderungsbewegungen von Germanen, die wegen

ungünstiger werdender klimatischer Verhältnisse im Baltikum den Weg ins Innere Europas suchten, mögen diese Wanderungen ausgelöst haben, die bekanntermaßen Rom 386 v.Chr. hautnah zu spüren bekam. Zu Caesars Zeiten zählte der Raum zwischen Seine und Garonne zum keltischen Kerngebiet im „Hexagon“, er umfaßte namentlich die Beauce, den Pariser Raum, die Charente, das Limousin, den Poitou, die Dordogne, den Bordelais, im Osten den Berry, das Juragebiet, die Helvetier, Burgund und das Zentralmassiv, wo die Arverner siedelten, deren berühmtester Sohn eben jener Vercingetorix wurde. In der Bretagne und in Aquitanien sowie im gesamten Süden hatten sich ältere Bevölkerungen gehalten. Den Raum nördlich der Seine, den Caesar Belgien nannte und der das Gebiet um Rouen, den Beauvaisis, die Picardie und die Champagne einschloß, erreichte die keltische Wanderungsbewegung der Belger (*Belgae*) erst im 3. und 2. Jh. v.Chr., dicht gefolgt von ersten germanischen Völkern, die dem römischen Eroberer als besonders kriegerisch galten.

Politisch lebten die keltischen Völker im Hexagon unabhängig voneinander, zu Zeiten bekriegten sie sich gegenseitig. Soziopolitische Verfassung jedoch, Religion, Wirtschaft und Kultur wiesen neben vielen lokalen Besonderheiten – bisher wurden beispielsweise über 4.000 keltische Gottheiten identifiziert – weitgehende gemeinsame Merkmale auf. Die einzelnen Völker lebten in abgegrenzten Territorien, die mit den Römern *civitates* genannt werden. Das Element der Be- bzw. Abgrenzung ist hervorzuheben. Viele Ortsnamen wie Ingrandes, Aigurande usw. gehen auf das keltische Wort für Grenze – *equoranda* – zurück. *Lutetia* als Zentrum der *Parisii* befand sich auf der Île de la Cité, die heute jeder Parisbesucher kennt, ihre *civitas* wurde von Wäldern, Flüssen und Sumpfgebieten begrenzt. Im Innern war die *civitas* in Distrikte oder *pagi* aufgeteilt, das Land wurde z.T. durch große landwirtschaftliche Betriebe (*aedificium*), wie Luftbilddaufnahmen der Somme erwiesen haben, strukturiert. Typisch für die Verfassung der keltischen *civitas* seit dem 2. Jh. v.Chr. ist das *oppidum*, ein befestigter städtischer Kern von durchschnittlich 90 bis 160 Hektar Ausdehnung, den die Römer allerdings nur als Dorf erachteten. Bei den Biturigern z.B. fanden sich mehrere *oppida*: Avaricum (Bourges), Argentomagus (Saint-Marcel), Levroux und Châteaumeillant. In der keltischen ‚Stadt‘ befanden sich das Heiligtum, erhöht wie in Bibracte auf dem Mont Beuvray bei Autun, dem Gebiet der Häduer, ein Adelsviertel und verschiedene Handwerkerviertel. In Bibracte durchschritt man das Haupttor, gelangte durch die Handwer-

kerviertel zum Adelsviertel und schließlich zum Heiligtum. Diese Anordnung scheint die hierarchisierte soziopolitische Verfassung widerzuspiegeln, mit denen die Römer konfrontiert wurden. Für die Wanderungszeit wird von einer Verbindung zwischen freiem Volk und einem ‚König‘ ausgegangen. Nur so konnten die Arverner (Auvergne) nach politischer Hegemonie in ‚Gallien‘ streben, ein Versuch, der mit der Niederlage ihres Königs Bituit 121 v.Chr. gegen die Römer endete. Im Lauf der Zeit bildete sich eine vermögende aristokratische Schicht heraus, die bewaffnete Berittene als Klientel um sich scharte und zudem Handel und Gewerbe beherrscht haben dürfte. Die Volksversammlung dürfte sich in der Aristokratie (*equites*) erschöpft haben. Sie wählte zur Ausübung der politischen Macht einen *vergobretos*. Es wird angenommen, daß mit dem Zerfall der Institution des Königtums die religiösen Funktionen der früheren Könige auf die Druiden übergingen, die sich aus dem Adel rekrutierten. Sie waren vom Kriegsdienst und Steuern befreit, sie konnten zugleich die Funktion eines *vergobretos* ausüben und waren für die Erziehung des Adels verantwortlich. Einmal im Jahr trafen sie sich im Wald der Carnuten (im Gebiet von Chartres-Orléans), um ihr eigenes Oberhaupt zu wählen und richterlichen Aufgaben nachzukommen. Die Opferrituale einschließlich ritueller Menschenopfer wurden selbstverständlich von den Druiden zelebriert. „Im Nordwesten der keltischen Welt wurde die Erziehung der Elite also von Druiden besorgt, nicht aber in Italien. Davon ganz unabhängig erzielte sie offenbar ein bemerkenswertes Ergebnis; Redefreudigkeit und Ausdrucksfähigkeit. Schon Cato der Ältere (234 bis 149 v.Chr.) bestätigt die besonderen Fähigkeiten der italischen *Galli* im Kampf und in ihrer Redeweise, ihr *argute loqui*. Sie waren also Menschen mit Geist. Das ist ein beachtliches Kompliment des großen Römers und ein kulturelles Element ersten Ranges im keltischen Erbe. (...) Kommunikationsfähigkeit und Geselligkeit waren die kennzeichnenden Merkmale der keltischen Gesellschaft und der ihrer Erben, auch wenn sie sich nicht mehr in keltischer Sprache ausdrückten.“ (Karl-Ferdinand Werner) Ob dies nun ein Verdienst der Druiden war oder nicht, auch Madame de Staël (1766 bis 1817) hob rund 2000 Jahre später dieselben Eigenschaften zur Unterscheidung der Franzosen von den Deutschen hervor (Staël 1810).

Die Kelten im Hexagon betrieben mehr als Subsistenzwirtschaft. Ein gut ausgebautes Wegenetz, das nicht zuletzt Caesar die militärischen Operationen erleichterte, zeugte von der Bedeutung des Han-

dels und beförderte die Verbreitung neuer kultureller Elemente wie der Münze, die über Massalia eingeführt und von den einzelnen Völkern akzeptiert und lokal adaptiert wurde. Exportiert wurden Weizen, Vieh, Salz und Leder; Käse und Bier gehörten zur Nahrung, berühmt waren die Schweinemast und der Schinken. Gallien war aus Sicht der umgebenden europäischen Welt ein wichtiger und interessanter Markt, da dort zu Caesars Zeit nach den Berechnungen der Demographen ca. 6.800.000 Millionen Menschen (+/- ½ Mill.) lebten und – nicht zu Unrecht – ein solider Reichtum unterstellt wurde. Die erwähnte technische Brillanz erwies sich bei der Fertigung von Eisengeräten und -hilfsmitteln für die Landwirtschaft (u. a. zweirädriger Pflug mit Eisenpflugschar), für Verkehrsmittel (u. a. gehärtete Eisenbänder für Wagenräder; Schiffsnägel) und für den Krieg (u. a. zweischneidiges Langschwert, Lanze).

Was diesen Kelten fehlte, war ein systemisches Denken, wie es die Römer aufgrund ihres verschriftlichten kulturellen Gedächtnisses aufgebaut hatten, und das sie nach Gallien mitbrachten. Die Übernahme der griechischen Schrift beispielsweise bei den Helvetiern änderte daran nichts Grundsätzliches.

Caesar und Vercingetorix

Der Anlaß für Caesars Auftreten in Gallien im Jahr 58 v.Chr. war die Übertragung der Verwaltung Dalmatiens, der Gallia Cisalpina und der Gallia Transalpina an ihn durch den Senat. In den beiden gallischen Provinzen saßen die Römer fest im Sattel. Die Gallia Transalpina mit Narbonne als Hauptstadt besaß eine strategisch wichtige Lage. Sie sicherte die Landverbindung zwischen den iberischen Besitzungen (seit dem Sieg über Hannibal) und Italien über Massalia, mit dem seit Jahrhunderten wichtige Handelsbeziehungen bestanden. Wiederholte Hilferufe der Stadt 154 und 125 v.Chr. hatten zum Bleiben der Römer geführt: 122 v.Chr. wurde Aquae Sextiae (Aix-en-Provence), 118 v. Chr. wurde Narbonne gegründet. Im keltischen Toulouse wurde ebenfalls 118 v.Chr. eine Garnison eingerichtet. Narbonne wurde zum Zentrum der politisch betriebenen italischen Kolonisation, die Italien mit der iberischen Halbinsel verbindende neue *via Domitia* führte über Narbonne und bildete dort mit den Handelsrouten nach Aquitanien einen Verkehrsknotenpunkt. Die ansässige Bevölkerung wurde tributpflichtig, die aristokratische Oberschicht langsam integriert. Keramik, Öl und Wein fanden über „die Provinz“ (wird zu „Provence“) Eingang in den gallischen Markt.

Caesars Aufgabe bestand darin, die ihm anvertrauten Provinzen und damit den römischen Herrschaftsbereich vor den eindringenden Germanen zu schützen. Daß er die dem Druck der Germanen ausweichenden keltischen Helvetier mit Gewalt daran hinderte, nach Westgallien überzusiedeln, nutzte nicht nur Rom, sondern bewahrte auch den Frieden im Innern Galliens; daß er Ariovist besiegte, verhinderte die Errichtung eines germanischen Herrschaftsbereichs in Gallien; daß er im Norden die Belgae und die mit ihnen verbündeten Germanen besiegte, verhinderte ebenfalls die Errichtung eines eigenständigen Herrschaftsbereichs. Mit anderen Worten: er verhinderte eine Dreiteilung Galliens. Dies dürfte es aber den Galliern erleichtert haben, sich im Widerstand gegen die umfassende römische Herrschaft zu vereinen. Aus einem Massaker an italischen Kaufleuten im Winter 53/52 v.Chr. in *Cenabum* (Orléans) entwickelte sich eine breit angelegte Widerstandsbewegung, die den beherzten Arverner Vercingetorix in Bibracte an die Spitze der Gallier trug. Er unterlag dem militärischen Genie Caesars im Zuge der Belagerung von Alesia (Alise-Sainte-Reine auf dem Mont Auxois) und wurde 46 v.Chr. in Rom hingerichtet. Dennoch war die Beherrschung Galliens noch lange nicht gesichert. Erst als die akkulturierte gallische Aristokratie 70 n.Chr. den Plan eines unabhängigen gallischen Reiches verwarf und ihre Treue gegenüber Kaiser Vespasian bekundete, begann eine säkulare Phase von Frieden und Wohlstand.

Die Romanisierung Galliens

Die Romanisierung Galliens verlief nicht überall gleichmäßig. Die Narbonensis erfuhr in dieser Hinsicht einen sofortigen Entwicklungssprung, während das nördliche Gallien später folgte, als es als strategisches Hinterland der Eroberung Britanniens fungierte. Nach der Niederwerfung Galliens durch Caesar setzte ein nicht unerheblicher Exodus von Kelten in Richtung Osten und Nordeuropa ein. Es blieb eine Mehrheit zurück, die die römische Zivilisation den ungewissen Alternativen des Exodus vorzog. Die einzelnen Etappen der Romanisierung und die Heterogenität des Prozesses sollen nicht im Detail berichtet werden. Die Romanisierung ist für sich genommen bedeutsam genug, wenn der Blick auf die unvollkommene Romanisierung der Germania gelenkt wird. Die strategische Lage Galliens im Kalkül Roms bezüglich der Germania einerseits und der Britannia andererseits sowie gegenüber der iberischen Halbinsel begünstigte die innere Integration Galliens. Für die strategische Lage konnten weder die

Römer noch die Gallier etwas, die Geographie des „Hexagons“ bestimmte sie – allerdings in so glücklicher Weise, daß sich die natürlichen Verkehrswege wie ein Bogen um das „Hexagon“ legten und eine breitflächige Romanisierung mit Ausnahme des Innern des Zentralmassivs begünstigten.

Was heißt Romanisierung? Es entstand nach und nach ein dichtes städtisches Netz, dem das Stadtnetz des heutigen Frankreich immer noch weitgehend entspricht. Dennoch ist nur mit Vorsicht von „Urbanisierung“ zu reden, da bei einer geschätzten Gesamtbevölkerung von 7 bis höchstens 9 Millionen deutlich unter 10% der Bevölkerung in Städten lebten. Die Oberschichten akkulturierten sich sehr schnell, erhielten das Bürgerrecht. Viele Städte erhielten das Latinerrecht. Die römische Architektur überzog das Land mit ihren Aquädukten, Thermen, Tempeln, Theatern, Amphitheatern, Odeen, Foren, *villae* usw. Familien latinisierten sich, stiegen in Ämter auf. Mit dem Latein übernahmen die Kelten eine Schriftsprache, die bezeichnenderweise aber nicht genutzt wurde, um dem vorrömischen Gallien eine Geschichte zu geben, sondern die eine Neuformierung des kulturellen Gedächtnisses in der römischen Zeit provozierte. Drusus gelang es 12 v.Chr., eine gemeinsame Kultstätte (Roma- und Augustuskult) bei Lyon, der neuen Kapitale ganz Galliens, einzurichten, ein Kult, der von den Vertretern der gallischen Völker angenommen und im Land lokal verbreitet wurde. Gallien wurde zu einem Stützweiler des Römischen Reiches, ein Umstand, der bis in die letzten Winkel verspürt wurde. 10 v.Chr. wurde der spätere Kaiser (41 bis 54 n.Chr.) Claudius in Lyon geboren; er setzte sich dafür ein, daß die gallischen römischen Bürger in den Genuß des passiven Wahlrechts für den römischen Senat kommen sollten.

Die Bautätigkeit und die wachsende wirtschaftliche Verflechtung mit dem ganzen Römischen Reich wirkten wie ein gewaltiges Konjunkturprogramm. Die Landwirtschaft wurde umstrukturiert, es fügten sich Abhängigkeiten, die die spätere Grundherrschaft präjudizierten. Mit den Römern und ihrer Vermessungstechnik entstanden auch im Norden die *villae*, landwirtschaftliche Anwesen und Gebäudekomplexe, die z.T. mehrere Tausend Hektar Land umfassen und einige Hundert Personen aufnehmen konnten (*villa* von Chiragan bei Martres-Tolosane im Garonne-Tal). Es gab Sklaven, wenn auch in begrenzter Zahl. Die Bauern lebten überwiegend in Weilern und Dörfern, eine persönliche und wirtschaftliche Abhängigkeit entwickelte sich erst allmählich. Ein weiterer ländlicher Siedlungstyp war

der *vicus*, ein ansehnlicher Flecken, der sich an einen großen Betrieb (villa), an eine Straßenkreuzung, an ein bestehendes Heiligtum oder an ein lokales Handwerk anlehnte. Hier fanden sich Theaterbauten, Kultstätten, ggf. Thermen, ein Forum und Wohnhäuser. Die Fundorte verteilen sich über das ganze „Hexagon“: das läßt auf eine dichte demographische, wirtschaftliche und kulturelle Durchdringung des Raums schließen.

Kaum war das gallo-römische „Hexagon“ im 2. Jh. n.Chr. zur Reife gelangt, erfuhr es eine neue tiefgreifende Transformation durch Germanen und das Christentum.

1.3 Die konstruktive Krise des 3. und 4. Jahrhunderts

Apokalypse oder konstruktive Krise?

Die folgenden Jahrhunderte galten lange Zeit als Epoche der Verwüstungen und des Niedergangs. „Barbareneinfälle“, Räuberbanden, die das Land wie Seuchen heimsuchten, wirkliche Seuchen und Pestepidemien (250 bis 265), daraus resultierend ein Rückgang der Bodenkultur, der Ernteerträge, des demographischen Potentials, kurz ein *circulus vitiosus* oder, schlimmer noch, den antiken erzählenden Quellen folgend, ein fast apokalyptisches Zeitalter. . . Die neuere Forschung vermag sich diesem Bild nicht mehr anzuschließen. Sie differenziert geographisch die Rückschläge und analysiert hartnäckiger das Neue und Konstruktive, das sich Bahn schuf oder durch expliziten politischen Willen wie im Fall der Ansiedlungspolitik in die Tat umgesetzt wurde. Ein allgemeiner demographischer Rückgang läßt sich nicht belegen; bei aller Vorsicht der Demographen wird ein langsamer Bevölkerungsanstieg für möglich gehalten. Es erscheint angemessen, von einer „konstruktiven Krise“ des 3. und 4. Jh. zu sprechen.

Die Reformen Diokletians und Konstantins an Haupt und Gliedern des Reiches ließen Gallien selbstredend nicht unberührt. Seit dem 4. Jh. war Gallien zusammen mit Spanien und Britannien in einem Präfekturbezirk zusammengefaßt; der *praefectus praetorio Galliarum* residierte zunächst in Trier, später in Arles. Gallien selber wurde in zwei Diözesen geteilt, die Diözese Vienne mit sieben Provinzen und die Diözese *Galliae* mit zehn Provinzen (die vielen Änderungen können hier nicht berücksichtigt werden). In dieser Diözesenaufteilung läßt sich annähernd die noch Jahrhunderte später spürbare Nord-Süd-Differenzierung Galliens/Frankreichs erkennen, die Provinzen ste-

hen wenigstens zum Teil am Beginn einer ebenfalls Jahrhunderte und bis heute reichenden Regionalisierung. Die alte Provinz Narbonensis wurde aufgeteilt, u.a. entstanden daraus die Narbonensis I mit Toulouse und Languedoc sowie die Narbonensis II mit dem Gebiet der Provence.

Ebenso einschneidende wie vereinheitlichende Folgen zeitigte die Bürokratisierung der Verwaltung, vor allem eine Steuerverwaltung im Dienst der Heere. Konstantin und seine Nachfolger nahmen systematisch „Barbaren“ in die Heere auf. Zugleich dislozierten sie ansehnliche Teile der Truppen von den unmittelbaren Grenzen in das Innere Galliens und stationierten sie bei den Städten. Dies trug mehr zu einer Vermischung der Bevölkerung vorzugsweise mit Germanen bei als die eigentlichen kriegerischen Einfälle. Nicht zu vergessen, daß Waffen in großen Mengen hergestellt und große Mengen von Soldaten zu bekleiden waren: von Tournai im Norden bis nach Arles im Süden finden sich entsprechende Produktionsstätten. Die Vervielfachung von „Spitzenjobs“ in Heer und Verwaltung begünstigte die Vergrößerung der Oberschichten, oft verbunden mit einem realen Machtzuwachs wie im Fall des Senatorenadels, aus dem sich bereits viele der frühen Bischöfe Galliens rekrutierten.

In der zweiten Hälfte des 4. Jh. wurde Paris zeitweilig politisches Zentrum in Gallien. Julian, den sich Constantius II. als Caesar gewählt hatte, erkor Paris in den Jahren, in denen er Gallien gegen die Alemannen zu verteidigen hatte, zum Winterquartier. 360 wurde er dort von seinen Truppen zum Kaiser erhoben. Paris war eine wichtige militärische Etappe, die Île de la Cité war leicht zu verteidigen, auf der Seine bei Paris lag die einzige Binnenkriegsflotte. Der Nahrungsmittelbedarf des Heeres konnte in der näheren Umgebung gedeckt werden, schließlich kreuzten sich mehrere Fernstraßen wie jene nach Lyon und Italien bei Paris.

All dies steht für strukturelle Weichenstellungen, die mit den Invasionen des 5. Jh. keineswegs hinweggeschwemmt wurden.

Die ersten Franken

Im 3. Jh. n.Chr. führte die Bedrohung des römischen Reiches durch die Parther wiederholt zur Entblößung des Limes. Für wenige Jahre, zwischen 260 und 274, kam es deshalb zur Bildung eines „gallischen Sonderreiches“ unter eigenen Kaisern (der erste war Postumus im Jahr 260). Dabei ging es nicht vorrangig um eine Abspaltung von Rom, sondern um eine effektive Verteidigung des Raumes gegen die

zunehmenden Einfälle von verschiedenen Stämmen aus dem Norden und Osten Europas. Allerdings wurde das romtreue Autun, ein Zentrum der Bildung und Kultur, von einem dieser Kaiser (Victorinus) zerstört. Während 235 n.Chr. erstmals Alemannen im Straßburger Raum auftauchten, lebten am rechten niederrheinischen Ufer zwischen der Einmündung der Lippe in den Rhein im Süden und den Batavern im Norden mehrere Stämme, die die Römer nicht hatten unterwerfen können und die deshalb, abgeleitet vom germanischen *frank* (= frei) unter dem Namen *franci* zusammengefaßt wurden. Der vom hl. Hieronymus (um 348 bis 420) verwendete Name *Francia* bezog sich noch nicht auf Gallien, sondern auf dieses Gebiet. Diese *franci* fielen gleichfalls nach Gallien ein. Die von Alemannen und *franci* unabhängig voneinander verursachten Zerstörungen führten zu neuen städtebaulichen Konzepten in Gallien. Viele Städte wurden mit gewaltigen Mauern umzogen, z.T. verkleinerte sich der Stadtkern. Eine Reihe von Städten wurde umbenannt, indem der römische Name mit dem des ortsansässigen Stammes ausgetauscht wurde: „Poitiers“, römisch *Limonum*, leitet sich von den dort lebenden Pictonen ab. Sinngemäß dasselbe geschah im Fall von „Amiens“, „Rennes“, „Paris“ usf. Kaiser Aurelian baute *Cenabum* (Orléans, aus: *civitas Aurelianensis*) zur Festung aus und schuf damit einen neuen städtischen Schwerpunkt gegenüber dem bisher bevorzugten Osten Galliens. Auch das ist nur ein Beispiel für mehrere. Dies sind Zeichen einer Reorganisation des Landes, die sich schließlich in der Ansiedlung und Integration der zunächst als Feinde erschienenen „Barbaren“ fortsetzte. Um 360 wurden die Salfranken als *dediticii* aufgenommen, d.h. sie erhielten Land, für das die Männer als Gegenleistung zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Andere Franken wie die Chamaunen wurden hingegen nicht aufgenommen, stellten dennoch hochqualifizierte Hilfstruppen. Es ergab sich die nicht nur für Gallien typische Situation, daß „Barbaren“ im römischen Heer dienten und eigene Stammesgenossen, die das Reich attackierten, bekämpfen mußten. Dabei bildeten sich durchaus bemerkenswerte Loyalitäten heraus: Constantius II. hatte Julian zum Caesar im Westen ernannt. Julian machte sich um die Abwehr der Alemannen verdient. Seine Truppen, neben Galliern vorwiegend Franken, verweigerten Constantius den Gehorsam, als dieser sie in den Osten des Reiches beorderte.

Eine Reihe von Franken stieg in die höchsten militärischen Ämter auf, die damals zu vergeben waren, in die Positionen eines Heermei-

sters (magister militum). Gelegentlich konnte daraus eine mächtige Dynastie entstehen. Theudomer, Sprößling einer dieser fränkischen Hermeisterdynastien, starb im Jahr 421 und wurde in der Überlieferung mit dem Titel „rex Francorum“ aufgeführt. Dies verweist auf die Ausbildung eines faktischen eigenen Machtbereichs. Unter Eingeständnis einer gewissen Überspitzung könnte vermutet werden, daß die Einfälle des 3. und 4. Jh. die innere Kohäsion in Gallien verstärkten – parallel zur aufsteigenden neuen geistig-religiösen Kraft, dem Christentum.

Die ersten Christen

Seit der zweiten Hälfte des 2. Jh. n.Chr. fand das Christentum Anhänger in Gallien, wo es anfangs nicht weniger verfolgt wurde als anderswo. Die ersten Märtyrer sind für Lyon im Jahr 177 belegt. Diese frühen Christen auf gallischem Boden rekrutierten sich kaum aus Römern oder gar Kelten („Galliern“), sondern aus Syrern und Hebräern mit griechischen Namen. Unter Constantius Chlorus, Vater Konstantins (d.Gr.) herrschte Ende des 3. Jh. ein toleranteres Klima, in dem sich das Christentum leichter ausbreiten konnte. Der innere Weg Konstantins zum Monotheisten und Christen wird gerne mit einem visionären Erlebnis des Kaisers in einem Apollo-Tempel in den Vogesen, d.h. in Gallien, im Jahr 310 in Verbindung gebracht (Konstantin war 306 von seinen Legionen in Britannien und Gallien zum Augustus proklamiert worden). Größere historische Aussagekraft hat jedoch der Umstand, daß 314 in Arles das erste Konzil auf gallischem Boden abgehalten wurde. Es waren 16 Gemeinden vertreten, alleamt an den bekannten Verkehrsachsen im Westen (Rouen, Bordeaux), im Süden (Arles, Marseille) bzw. von Süd nach Nord an der Rhône entlang gelegen (Vienne, Lyon, Reims, sowie Trier und Köln). Schnell verbreitete sich das Christentum im Lauf des 4. Jh. in Gallien. Zunächst ein städtisches Phänomen, wurde es im Zuge der ersten Klostergründungen durch den hl. Martin (317 bis 397) ins Land getragen. Der hl. Hilarius, Bischof von Poitiers und Lehrer des konvertierten pannonischen Soldaten Martin, kann als der erste geistig-religiöse Führer des christlich werdenden Galliens bezeichnet werden. Er führte den Widerstand der gallischen Bischöfe gegen den Arianismus an. Martin hatte dann 361 in Ligugé nahe Poitiers das erste Kloster gegründet, nach seiner Wahl 371 zum Bischof von Tours errichtete er in Marmoutier sein zweites Kloster. Der Biograph des hl. Martin, Sulpicius Severus (gest. um 420 n.Chr.) macht darauf auf-

merksam, daß in einem langsamen aber unaufhaltsamen Prozeß Kirchen auf dem Land entstanden. Missionierungssprache war das Latein. Das Christentum trug zur fortschreitenden kulturellen Integration bei und setzte einen Gemeindebildungsprozeß in Gang, der nicht weniger politisch als religiös war. Neben vielen moralischen Vorschriften für die Lebensführung brachte die ‚neue‘ Religion dezidierte sexuelle Vorschriften mit sich, die zwar auf bedeutsamen Widerstand stießen, aber im entstehenden kanonischen Recht und in der sich bereits als politischer Machtfaktor etablierenden verfaßten Kirche durchaus wirkungsvolle Exekutions- und Sanktionsinstrumente besaßen. Dennoch hielten selbst viele Kleriker sich nicht an die Gebote, von einer umfassenden gesellschaftlichen Transformation konnte noch keine Rede sein.

1.4 Die Entstehung des merowingischen Gallien

Der Weg zu Chlodwigs Herrschaft

Die Tragfähigkeit der beschriebenen Weichenstellungen sollte sich im 5. Jh. erweisen und das Fortbestehen Kohärenz erzeugender Kräfte trotz der Invasionen garantieren. Zu Beginn des 5. Jh. (406/7) strömten Vandalen, Alanen und Sueben nach Gallien, zogen jedoch nach Spanien und Nordafrika weiter. Die Hunnen – keine Unbekannten in Gallien, denn hunnische Truppen hatten unter dem Heermeister Aëtius in der ersten Jahrhunderthälfte einiges zur Verteidigung Galliens beigetragen! – wurden 451 in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (bei Châlons-sur-Marne) gestoppt. Sie kehrten nie wieder, wendeten sich allerdings nach Italien. Der ephemere Charakter der Hunneneinfälle steht im Gegensatz zu seinen Folgen für das kulturelle Gedächtnis im „Hexagon“: Die hl. Genovefa hatte die Verteidigung von Paris organisiert und zählte bald mit den Heiligen des 4. Jh., Hilarius und besonders Martin, zu jenen Gestalten, die im Lauf der folgenden Jahrhunderte mit mythischer Aura umgeben wurden. Die heterogene Bevölkerung aus Galloromanen und „Barbaren“ hatte sich ihre gegenseitige Loyalität bewiesen. ‚War dies der Anfang der französischen Nation?‘, fragte man sich in der Mythographie.

Weniger ephemere nahmen sich die Invasionen der Burgunden und Westgoten aus, denen die Bildung eigener Reiche gelang. Die Burgunden beherrschten ein großes Gebiet südlich der Linie Konstanz–Basel bis nach Vienne und zur Rhône, die Westgoten errichteten das

Königreich von Toulouse, das sich zwischen Loire und Pyrenäen von Westen bis zur Provence einschließlich im Osten erstreckte. Die Armorica nahm in mehreren Wellen im 5. und 6. Jh. Bretonen auf (der Name „Bretagne“ leitet sich daraus ab), die den Angeln und Sachsen in Britannien auswichen, und führte seitdem ein Eigenleben, das noch in der Frühen Neuzeit andauerte, ein Eigenleben, das sich nicht so sehr auf Eigenherrschaft denn auf Eigen-Artigkeit gründete. Im restlichen Gallien etablierten sich die Franken als Macht.

Die Burgunden und Westgoten besaßen den Status Verbündeter des Römischen Reiches, d.h. sie anerkannten die Oberhoheit des Reiches, ohne deshalb Machtchancen ungenutzt verstreichen zu lassen. Die Bildung dieser Reiche war kein plötzlicher Vorgang, sie war mit der bekannten traditionellen Ansiedlungspolitik eng verbunden, die letztlich immer dem Herrschaftserhalt des Römischen Reiches dienen sollte: die Burgunden wurden für die Abwehr der Alemannen gebraucht, die Westgoten unterstützten Aëtius im Kampf gegen Attila und dessen Hunnen. Die vorhandene kulturelle und politische Infrastruktur wurde gewahrt bzw. intelligent modifiziert. Westgoten und Burgunden waren arianisch-christlich, was sie in Gegensatz zur gallo-römischen Kirche brachte. Dennoch ließen sie sich leichter akkulturieren als die heidnischen Salfranken des 5. Jh., die ebenfalls in den Genuß der Ansiedlungspolitik kommen sollten, nachdem sie Aëtius 448 im Artois besiegt hatte. Während die Sprachgrenze im Nordosten am Rhein um 50 bis 100 km nach Westen verschoben wurde, erwies sich die etablierte gallo-römische Kultur im Süden als wesentlich resistenter. Dies blieb auch so, als die merowingischen Franken unter Chlodwig (geb. um 466; 481 bis 511) erfolgreich die Alemannen und Westgoten bekämpften. Die Bekehrung Chlodwigs, die den vereinten Kräften seiner zweiten Frau Chrodechilde (Clotilde) und des hl. Remigius zugeschrieben wurde, und seine Taufe an vermutlich Weihnachten 496 in Reims verschafften ihm einen entscheidenden Akzeptanzvorteil gegenüber den arianischen Westgoten. Als Nachfolger des letzten Königs der ebenfalls christlich gewordenen Rheinfranken bewerkstelligte Chlodwig die Einheit der Franken. Seine Söhne unterwarfen 532 bis 534 das Burgundenreich und eroberten 536 die Provence, so daß der größte Teil des „Hexagons“ unter fränkisch-merowingischer Herrschaft stand. Chlodwig hatte Paris zur Hauptstadt und zur Begräbnisstätte gewählt. Reims als Ort seiner Taufe und der Wirkungsstätte des hl. Remigius hob später Gregor von Tours in seiner „Geschichte der Franken“ hervor.

Soweit die nicht allzu reichen Quellen Schlüsse zulassen, hat Chlodwig seinen Entschluß zur Annahme des katholischen Christentums langsam reifen lassen, um die Tragweite eines solchen Schrittes wohl wissend. Immerhin war er nach fränkischer Überlieferung göttlicher Abstammung, die Taufe konnte unter keinen Umständen als individueller Akt verstanden werden. Wieviele Franken sich zugleich mit Chlodwig taufen ließen – ob 3.000 oder mehr – ist eher unerheblich, erheblich ist der kollektive Akt selbst. Das Nebeneinander von Christen und Nicht-Christen fand damit kein schnelles Ende, aber die Tatsache, daß Chlodwig neben dem oströmischen Kaiser der einzige katholische König im Römischen Reich war, wurde von den Zeitgenossen hervorgehoben und verschaffte Gallien eine besondere Stellung. Diese Entwicklung war keineswegs zwangsläufig gewesen; aber Alternativen – es wäre zu Zeiten u.U. ein Sieg des Arianismus denkbar gewesen – hatten sich nicht entfaltet. So bot die Geschichte des katholischen Christentums im „Hexagon“ reichlich Raum für die spätere Mythographie, die dem Königtum über gefährliche Schwächeperioden hinweghalf. Chlodwig und seine Nachfolger förderten Christentum und Kirche nach Kräften.

Kultureller und gesellschaftlicher Wandel

Die angesprochene intelligente Modifizierung der kulturellen Infrastruktur kann nicht im einzelnen dargelegt werden. Als Beispiel diene das Zusammenspiel von *Lex Burgundionum* und *Lex Romana Burgundionum*. Burgunden, Westgoten und Franken besaßen ein je eigenes Recht, das sie jedoch nicht unterschiedslos in ihren Herrschaftsgebieten anwendeten. Vielmehr blieb das römische Recht für die alteingesessene Bevölkerung, die schon vorher im Genuß dieses Rechts gestanden hatte, gültig. Nacheinander kodifizierten die Westgoten, die Burgunden und die Salfranken (*Lex Salica*, um 500) ihr eigenes Recht in Latein. Die Besonderheit am Burgundenreich war, daß neben der *Lex Burgundionum* auch das Recht der römischen Bevölkerung in der *Lex Romana Burgundionum* kodifiziert wurde. Dazu wurde der sachkundige Rat römischer Ratgeber im Königreich eingeholt. Geschaffen wurden zwei Ämter, die eines römischen *comes* für die römische Bevölkerung und die eines burgundischen *comes* für die burgundische und sonstige germanische Bevölkerung. Überhaupt entwickelte sich im Burgundenreich eine Art Verwaltungsmodell, ein Modell der Kohabitation zweier Rechts- und politischer Kulturen, das die Franken unter Chlodwigs Söhnen nach der Eroberung dieses

Reiches in wesentlichen Teilen übernahmen. Generell blieb die Macht- und Ämterhierarchie des Römischen Reiches in Kraft, letztlich auch der Gedanke seiner Einheit. Seit 476 gab es nur noch einen Kaiser in Ostrom, der von den Mächten im „Hexagon“ anerkannt wurde. Umgekehrt wurde Chlodwig nach seinen Siegen über die Westgoten und die Burgunden vom oströmischen Kaiser als *rex* anerkannt und zum Ehrenkonsul erhoben. Die damit verbundenen Rechte nutzte der merowingische Herrscher. Dies unterstreicht, daß die Idee vom *einen* Römischen Reich noch wirkmächtig war. Chlodwig übernahm in seinem erweiterten Herrschaftsbereich die römischen Verwaltungsinstitutionen und das Steuerwesen, die Goldmünzen trugen weiterhin das Bild des Kaisers, die Zusammensetzung des Heeres war weiterhin gemischt römisch-fränkisch-germanisch. Der alte Senatorenadel, aus dem viele Bischöfe stammten, konnte seine gesellschaftliche Position halten, die politische Funktion der Bischöfe scheint ebensowenig geschmälert worden zu sein. Seitdem die Franken zumindest äußerlich das katholische Christentum angenommen hatten, entfaltete dies neue soziokulturelle Integrationskräfte, wie beispielsweise aus der sprunghaft ansteigenden Zahl von Klostergründungen zu ersehen ist. Auf dem Land wurden immer mehr Gemeinden eingerichtet, städtisches Leben erhielt seinen Rhythmus durch die liturgischen Zeremonien. Die Gräber der Heiligen zogen Pilger an, die zunehmenden Pilgerreisen von Britannien nach Rom bildeten einen der Gründe, warum in der Merowingerzeit immer mehr Hospize und Hospitäler entstanden und der Gedanke einer institutionalisierten Fürsorge (nicht nur für Pilger) Platz griff. Weit mehr als die politische Herrschaft, die instabil war, schuf das Christentum einigende Bande in der immer noch multiethnischen Bevölkerung, es verhinderte den Bruch mit der antiken Schrift- und Rechtskultur und Kunst. Es hieße aber die Geschichte verzerren, wenn der oftmalige Zwangscharakter dieses Bandes übersehen würde. Er traf vor allem die Juden. Nach Bezeugung des Gregor von Tours lebten die Juden noch im späten 6. Jh. nach römischem Recht, ihre Sprache war Latein, ihre Namen lateinisch und auch von denen der Christen in der Regel nicht zu unterscheiden, ihre Grabsteine waren denen der Römer im „Hexagon“ sehr ähnlich. Juden waren vielfach im Orienthandel tätig und bildeten in Städten wie Arles, Narbonne, Vienne, Lyon, Bordeaux, Paris und vielen mehr eine demographisch wie soziopolitisch ins Gewicht fallende Gruppe. Erst durch das kanonische Recht, das christlich-jüdische Ehen verbot, und

durch die Veranstaltung von Zwangstaufen wurden sie in die Rolle einer abgegrenzten Gruppe gedrängt, deren Rechtsstatus sich in einem von großen regionalen Divergenzen gekennzeichneten Prozeß unaufhörlich verschlechterte.

Bis weit ins 6. Jh. gehörten Syrer und Griechen zu den prägenden Gruppen der städtischen Gesellschaft im „Hexagon“, nicht nur im Süden, sondern auch in Orléans oder Tours. Sie waren Händler, sie fanden sich im nächsten Umkreis der Mächtigen, sie waren Bischöfe. Wenn sie seit dem 7. Jh. immer seltener Erwähnung fanden, dann wohl deshalb, weil die muslimischen Araber als Herren in Syrien und auf dem Mittelmeer die Handelsverbindungen sehr erschwerten und die demographische Erneuerung der Gruppen in Gallien aus dem Orient ausblieb.

Die historische Demographie hält sich mangels geeigneter Quellen mit Zahlen zur Bevölkerung zurück. Sie kann jedoch auf der Grundlage der Ortsnamenforschung und Ausgrabungen von Gräbern, Friedhöfen und profanen Einrichtungen mit weiterführenden Ergebnissen aufwarten. In groben Zügen kann für die Epoche vom fünften bis zum siebten Jahrhundert ein Bevölkerungsanstieg diagnostiziert werden, dem eine demographische Baisse sowie ein neuerlicher Anstieg bis Anfang des 9. Jh. folgten. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag in dieser Zeit nicht weit unter jener, die sich für die Franzosen der Zeit um 1800 errechnen läßt: zwischen 25 und 30 Jahren. Wird die Kindersterblichkeit herausgerechnet, so konnte ein Erwachsener damit rechnen, im Durchschnitt zwischen 40 und 45 Jahre alt zu werden. Der römische Typus der patriarchalen Familie konnte sich nicht halten, ebensowenig das Recht des *pater familias* über Leib und Leben von Familienangehörigen: soweit überhaupt etwas über die Familie (mit Ausnahme der Aristokratie) gesagt werden kann, bestand die Familie aus den Eltern und zwei bis drei im Haushalt lebenden Kindern, was auf eine Gesamtkinderzahl von fünf bis sechs pro Elternpaar schließen lassen könnte. Neben der vor Zeugen geschlossenen Ehe hatte das Konkubinat trotz der dagegen gerichteten Anstrengungen der Kirche Bestand. Dasselbe gilt für die Vielfalt individueller sexueller Praktiken, die Kenntnis kontrazeptiver Maßnahmen, die Praxis von Abtreibung und evtl. der Kindstötung – das ist in der Forschung umstritten.

Die Vielzahl von Ethnien, die sich im Lauf des ersten nachchristlichen Jahrtausends im Hexagon ansiedelten, bildeten anfangs einen melting pot. Vielfach akkulturierten und assimilierten sich die Neu-

ankömmlinge. Z.T. ließen sie sich in früher schon einmal bewohnten, aber dann verlassenen Landstrichen nieder, oder es folgte ihrer Ankunft die Rodung neuen Landes oder sie verdrängten eine angesessene Bevölkerung, die sich anderswo, ggf. neues Land rodend, niederließ. Was früher „Völkerwanderung“ hieß und als ein ebenso brutaler wie abrupter Vorgang interpretiert werden konnte, fächert sich bei genauerer Betrachtung in einen langen und differenzierten Prozeß aus, der sicher Phasen der Beschleunigung, Massierung und auch Brutalisierung kannte, oftmals aber eher einem strukturellen Wandel glich. In manchen Regionen – dies erbringt die Toponymik – kam es durchaus zu einer Art *point zéro* wie in Teilen der Armorica, oder in der später so benannten Gascogne, der die Basken ihren Stempel aufdrückten, oder in der Somme und in Teilen der Provence.

Die darin sichtbar werdende Regionalisierung akzentuierte die Differenz zwischen dem stärker romanisch gebliebenen Süden und dem stärker fränkisch-germanischen bzw. später auch nordischen (Normannen) Einfluß ausgesetzten Norden des „Hexagons“. Aquitanien, das damals wesentlich mehr Gebiete umfaßte als in jüngerer Zeit, erhielt durch Westgoten und Basken eine eigene Prägung. Über die Armorica/Bretagne war schon berichtet worden, aus dem ehemaligen Burgundenreich entstand die Region Burgund (später: Freigrafenschaft und Herzogtum Burgund). Andererseits wäre auch von Generalisierung zu sprechen: Fast überall auf dem Land verschwanden die *villae*; statt dessen ‚organisierten‘ sich die Menschen auf dem Land in Dörfern und persönlichen Bindungen an Herren und Beschützer. Die Entstehung eines neuen Gesellschaftstyps zeichnete sich ab (s. Kapitel 2).

Von den Merowingern zu den Karolingern

Fränkischem Recht folgend wurde beim Tod Chlodwigs 511 die Herrschaft unter seine drei Söhne aufgeteilt. Das heißt nicht, daß aus einem Reich drei selbständige Reiche entstanden, denn unter Chlodwigs letztem Sohn Chlothar I. (555 bis 561) wurden die Herrschaftsbereiche wieder zusammengefaßt. Dasselbe geschah unter Chlothar II. im Jahr 613 und wiederum unter dessen Sohn Dagobert zwischen 629 und 639. Bis zu Karl d.Gr. zeitigte das Frankenreich einen kontinuierlichen Erweiterungsprozeß, dem erst der Vertrag von 843 ein äußerliches Ende setzte. Es waren vor allem weitreichende kulturelle Gemeinsamkeiten auf der Grundlage des katholischen Christentums,

die die Bestandteile des Reichs miteinander verklammerten. Die spätere Teilung in Neustrien und Austrien sowie in ein Mittelreich (Lotharingen) von geringerer Beständigkeit war dennoch von Beginn an vorgezeichnet, das Frankenreich war grundsätzlich eine *monarchia trium regnorum*. Die Benennung des Gebiets der Rheinfranken als *austrisch* stammt aus dem späten 6. Jh. Um 600 wurden das nunmehr fränkische Burgund und Austrien römischem Sprachgebrauch folgend als *patria* bezeichnet. Der Name *Neustrien* wurde seit dem 7. Jh. gebräuchlich für die dritte *patria*, auch kurz *Francia* genannt. Namensgebungen sind performative Akte: *etwas* wird zu einem *Etwas*, zu einer Entität aus einem bestimmten Blickwinkel heraus. Für Neustrien/Francia/Frankreich wurde das Regierungsjahrzehnt Dagoberts zur Epoche der Identitätsbildung. Chlodwig II. (639 bis 657) als Nachfolger in Neustrien regierte einer Quelle zufolge das *regnum Francorum*, was nichts anderes als die Begrenzung dieses bisher umfassenden Begriffs auf den westlichen, nördlich der Loire gelegenen Teil des Frankenreiches anzeigt. Die anderen Franken wurden nicht mehr uneingeschränkt als Franken angesehen, und deshalb ist die Entstehung des Mythos von der trojanischen Abstammung der (neustri-schen) Franken in dieser Zeit so symptomatisch.

Die historische Wirkmächtigkeit von Mythen und Legenden ist keine Frage von Realitätsnähe oder -ferne bzw. von Wahrheit oder Erfindung. Man muß sich darüber im klaren sein, ohne daß dies hier im einzelnen ausgeführt werden könnte, daß in der merowingischen und karolingischen Zeit trotz der zeitweise erfolgreichen Bestrebungen, ein einheitliches fränkisches Reich zu halten, immer mehr lokale und regionale politische Machtbereiche entstanden, die zur Unabhängigkeit strebten. Die Idee eines umfassenden Königtums stützte sich zeitweise vor allem auf die Macht von Mythen, die in Frankreich immerhin so bedeutend war, daß sie die fehlende militärische Macht ausgleichen konnte.

Zunächst aber bedeutete der Aufstieg der Pippiniden als Hausmeier ‚unter‘ den Merowingern die Chance zur Bildung eines großen einheitlichen fränkischen Reiches. Besonders Karl, der im 9. Jh. den Beinamen *martellus* erhielt, war ein unerschrockener und erfolgreicher Krieger, der die Entwicklung zum politischen Sezessionismus aufhielt. Ausgehend von der Schlacht bei Moussais (zwischen Tours und Poitiers gelegen) am 25. Oktober 732 drängte er die muslimischen Araber Schlacht für Schlacht aus dem „Hexagon“ zurück, so wie er auch andere Mächte im fränkischen Machtbereich unter-

warf. Die Schlacht von Tours und Poitiers wurde früher mit der Rettung des Abendlandes vor den Arabern identifiziert, eine gewiß übertriebene Interpretation, die sich aber auf zeitgenössische Sichtweisen zurückführen läßt, die überwiegend im Süden Europas entstanden. Konstantinopel war 717 von Arabern belagert worden, hier wußte man die Siege Karls sehr zu schätzen, und auch aus Rom wurde mit Erleichterung auf die Entwicklung im nördlicheren Europa geblickt. Ein christlicher Chronist in Córdoba bezeichnete die Krieger Karls als *europenses*, was gerne als Identifizierung des Karolingerreiches mit Europa interpretiert wird.

Die faktische Macht lag bei den Hausmeiern, und so sah Karl 737 beim Tod des merowingischen Königs keinen Anlaß, den vakanten Thron wieder zu besetzen. Seine Söhne holten dies allerdings 743 nach, der Merowinger Childerich III. wurde zum König erhoben, bis sich Pippin 751 mit Einverständnis des Papstes Zacharias selbst zum König wählen und mit dem heiligen Öl salben ließ. Zacharias Nachfolger Stephan II. ‚wiederholte‘ die Zeremonie 754 in Saint-Denis, wo er Pippin, seine Frau Bertrada und deren beide Söhne Karl und Karlmann salbte. Ziel des Papstes war es, den fränkischen Herrscher als militärischen Arm gegen die Langobarden in Italien zu gewinnen. Der Frankenkönig wurde zum *patricius Romanorum*, zum Beschützer der römischen Kirche. Der symbolische Gehalt dieser Handlungsweisen war unendlich weittragend, zeigte er doch an, daß an die Stelle des Imperium Romanum, in das sich die ersten merowingischen Herrscher in ihrem Selbstverständnis noch eingegliedert hatten, nunmehr faktisch wie ideell ein neues Reich getreten war. Kennzeichnend waren neben den erwähnten Handlungen die bis zu Karl d.Gr. andauernde kriegerische Dynamik, verbunden mit einer Dynamik des Gebets, die Pippin auf der Synode in Attigny im Jahr 762 institutionalisierte. „Alle beteiligten Bischöfe und Äbte beteten ... für das Seelenheil der anderen und verpflichteten sich für jene zu beten, die vor ihnen sterben sollten. Überall legten die Königsklöster Listen derer an, für die sie sich zum Gebet verpflichteten. (...) Die karolingischen Könige und ihr Gefolge besuchten Kirchen und bevorzugt Klöster, um Geschenke zu hinterlegen und um sich in *libri memoriales* eintragen zu lassen, die ihr »Gebetsgedächtnis« sicherten. Der David-König, der ja auch gesalbt war, erneuerte so seinen Bund mit Gott, und der Gottesdienst vereinte im Gebet der Gläubigen die Kirche, den Herrscher und sein Heer: Der Gottesstaat trat sichtbar in Erscheinung.“ (Karl-Ferdinand Werner)

Wir sind an dem Punkt angelangt, der uns anfangs des Kapitels beschäftigte: die Transformation des kulturellen Gedächtnisses unter den ersten karolingischen Königen. Es soll hier nicht einfach Christentum durch den Begriff der Kultur vereinnahmt werden, aber es geht nicht um subjektive Glaubensleistungen, sondern um die allgemeinen kulturellen Objektivierungen des Christentums. Neben das „Gebetsgedächtnis“ traten eine Historiographie im Dienste der Herrscher und eine Vielzahl von *Annalen*, die abgesehen von den sogenannten Reichsannalen in den Klöstern fortgeschrieben wurden, sowie die ‚neue‘ Zeitrechnung seit der Menschwerdung Christi, die sich in den Kanzleien und Klöstern verallgemeinerte.

Die Imagination der Gesellschaft als Körper – Die erste Integration (9. bis 12. Jahrhundert)

2.1 Herrschaftsgeschichte von Karl d.Gr. bis zu Philipp II. August

Strukturelle Sedimentierungen zwischen Lokalitäts-, Regionalitäts-, Zentralitäts- und Universalitätsprinzip

Der Wechsel von der karolingischen zur robertinischen (d.i.: kapeingischen) Dynastie nimmt in der Herrschaftsgeschichte des Hochmittelalters breiten Raum ein. Dieser Vorgang ist mit der Sedimentierung zweier Reiche im Schoß des einen Reiches unter Karl d.Gr. verwoben. Das Mittelreich konnte sich als solches nicht halten, ein beträchtlicher Teil gelangte unter das Dach des (Heiligen) Römischen Reiches, was nicht heißt, daß diese Teile „deutsch“ waren bzw. wurden. Sie bewahrten sich eigene kulturelle Züge, die trotz der romanischen Sprache der Bevölkerung ebensowenig mit westfränkisch bzw. „französisch“ gleichzusetzen waren. Das Mittelreich wurde im Vertrag von Meerssen 870 zunächst durch ein Königreich Italien (an Ludwig II.) ‚ersetzt‘, lebte aber 879/80 wieder als Königreich Arelat auf, das im wesentlichen aus Niederburgund bestand, einem durchaus ansehnlichen Gebiet mit der Rhône als Nord-Süd-Achse und der Provence als kulturellem Kernstück.

Die Karolinger legten spätestens seit der Kaiserkrönung Karls Wert auf die Verwendung von Zeichen, die das bewußte Eintreten in die Einheitssymbolik des römischen Kaiserreichs visualisierten. Dies bedeutete sicher keine pure ikonographische Rhetorik, sondern stützte